

GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

Einunddreißigster
Jahresbericht 1962

VERLAG DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

ZÜRICH 1963

DIE MITGLIEDSCHAFT DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

wird erworben durch schriftliche Anmeldung beim Aktuar und gleichzeitige Einzahlung des Jahresbeitrages auf Postcheck-Konto VIII 6471. Die Mitgliedschaft berechtigt zur Teilnahme am Herbstbott, zum Bezug der Jahresgabe und zum freien Eintritt in die Gottfried Keller-Ausstellung in der Zentralbibliothek Zürich.

ÜBER DAS WIRTSCHAFTLICHE UND SOZIALE DENKEN GOTTFRIED KELLERS

VORTRAG ZUM HERBSTBOTT

DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT AM 21. OKTOBER 1962

VON PROF. DR. ALBERT HAUSER

Wir haben über das wirtschaftliche und soziale Denken Gottfried Kellers zu reden. Das ist aus verschiedenen Gründen ein Wagnis. Einmal gibt es, abgesehen von einer nicht in allen Teilen geglückten Frankfurter Dissertation, einigen Aufsätzen und der Arbeit von H. M. Kriesi über Gottfried Keller als Politiker, keine Vorarbeiten. Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß Keller sein ganzes Leben lang, fast ohne Unterbruch zu allen Zeitproblemen Stellung bezog, sie wertete und auf sie einzuwirken versuchte, so daß wir vor einer fast unüberblickbaren, in einem Vortrag kaum zu ordnenden Fülle von Reflexionen, Feststellungen und auch Wechselwirkungen stehen. Manche Aussagen scheinen sich außerdem zu widersprechen; jedenfalls können wir mühelos eine unaufhörliche Entwicklung und Wandlung feststellen. Die Zeit, in der Gottfried Keller lebte, grob gesprochen das 19. Jahrhundert, trägt ja selber keine einheitliche und klare Signatur, sie erweist sich vielmehr als äußerst vielschichtig und widerspruchsvoll, auch als wandlungs- und krisenreich.

Die industrielle Revolution beginnt sich in dieser Zeit mit beschleunigtem Tempo durchzusetzen. Das Denken wird weithin beherrscht durch ein fast blindes Zutrauen auf eine unaufhaltsame und positive Entwicklungsfähigkeit der wissenschaftlich, wirtschaftlich und technisch gesteuerten Zivilisationsgesellschaft. Der Liberalismus hilft neuen Kräften und Energien zum Durchbruch; die liberale Weltanschauung wird als zweite Natur dargestellt und auch empfunden; es wird die Formel von historischen und wirtschaftlichen Naturgesetzen geprägt. Eine neue Phase der Aufklärung beginnt; sie war härter, nüchterner und vielleicht auch enger als jene des 18. Jahrhunderts. Die einst verfemte und teilweise sogar verhaßte Technik wird populär, die Maschine zu einer willkommenen Erscheinung, die dem Unternehmer reichen Gewinn, dem Arbeiter physische Entlastung versprach; die Arbeit wird zur sittlichen Tugend. Zum Symbol der Energie des vorwärtstreibenden, ständig beschleunigten Denkens und

Handelns aber wird die Eisenbahn. Das Eisenbahnfieber überfällt auch die Schweizer; nach einem Wort Gottfried Kellers stürzten sie sich wie auf einen ausgeschütteten Sack voller Nüsse und fanden da gute, aber auch einige taube. In wenigen Jahrzehnten entsteht, wiederum nach Kellers Worten, ein teilweise «verrücktes Eisenbahnnetz».

Überall werden auch Fabriken gebaut; die junge Maschinenindustrie überflügelt die ältere Textilindustrie, es entstehen Banken und Versicherungsgesellschaften, und der Exporthandel wird ausgebaut. Sodann werden die Schönheiten unseres Landes entdeckt, um alsogleich ausgebeutet oder, wie es so harmlos heißt, genützt zu werden. Kraftvoll und neue Impulse verleihend, erhebt sich der Bundesstaat von 1848. Endlich, nach jahrzehntelangem Ringen besaß die Schweiz ein geordnetes und selbständiges Geld- und Zollsystem. Nun konnte auch der Ausbau zur sozialen Schweiz an die Hand genommen werden: auf die kantonalen Gesetze folgte 1877 das erste eidgenössische Fabrikgesetz.

Höchste Erwartungen setzte man auf die bessere Bildung und Schulung. Im Jahre 1833 wird die Universität, 1855 die ETH eingeweiht. Der Lebensstandard der von zwei auf drei Millionen anwachsenden Bevölkerung steigt, wenn auch langsam, so doch deutlich an. Um 1830 mußte ein Arbeiter in Zürich, um ein Pfund Brot kaufen zu können, zwei Stunden arbeiten; um 1880 war es noch eine Stunde. Trotzdem blieb die Sozialstruktur unausgeglichen. Auf der einen Seite emanzipiert sich das Bürgertum, entsteht ein wagemutiges Unternehmertum, auf der andern Seite eine neue, von diesem abhängige Schicht: die des Fabrikarbeiters. Eine Differenzierung der Klassenverhältnisse, eine Häufung der Klassengegensätze, eine Vermannigfaltigung der Klassenbestrebungen wird deutlich; sie ließen sich nicht mehr von patriarchalischen und gesellschaftsmoralischen Denkformen her ordnen. Um 1843 erschien in Zürich, von Paris herkommend, der russische Agitator Bakunin und im gleichen Jahr auch der berühmte deutsche Kommunist Wilhelm Weitling. Der junge Keller hat sich mit dessen Ideen wie überhaupt mit den wirtschaftspolitischen und sozialen Problemen seiner Zeit aufs intensivste auseinandergesetzt. Frühe Tagebucheintragungen geben davon Zeugnis: «Die Zeit ergreift mich mit eisernen Armen. Es tobt und gärt in mir wie in einem Vulkan. Ich werfe mich dem Kampfe für völlige Unabhängigkeit und Freiheit des Geistes und der religiösen Ansichten in die Arme; aber die Vergangenheit reißt sich nur blutend von mir los.»

Wir werden zu prüfen haben, wieweit dieser Prozeß gelang, beziehungsweise wieweit sich Keller von der Vergangenheit her formen ließ. Zunächst ist daran zu erinnern, daß er, wie die Mehrzahl der Dichter des bür-

gerlichen Realismus, in der Sphäre des Kleinbürgertums aufwuchs. Wie sie hat auch er aus ihr Lebenswerte und Lebensbedingungen empfangen, sich jedoch gleichzeitig auch aus deren Enge herauskämpfen müssen. Für Keller war das Kleinbürgertum ein sittliches und soziales Fundament, das er zwar brauchte, zu dem er jedoch Abstand gewinnen mußte, um zur völligen Unabhängigkeit zu gelangen. Als Fundament und als Begrenzung ist dieses Erbe in seinem Werk gegenwärtig geblieben, und aus den mit Heiterkeit und Humor durchwirkten Sätzen, mit denen er diese Welt beschreibt, spricht zugleich Liebe und Abwehr, Vertrautheit und Abstandnahme, Sympathie und Kritik. Keller hat die bürgerliche Ordnungswelt, wie Fritz Martini wohl zu Recht meint, auch deshalb so entschieden bejaht, «weil er durch das Eruptiv-Leidenschaftliche seiner künstlerischen Innerlichkeit ... in den Widerspruch und an den Rand der zeitgenössischen Gesellschaft verwiesen, die Last des Abseitigen und Oppositionellen und der damit verbundenen Fragwürdigkeit tragen mußte; weil er dies Gegenüber, dies Anders-Sein-Müssen gegenüber dem engsten Kreis der Familie wie der bürgerlichen Gemeinsamkeit lange als Schuld empfand und auf sich nahm». Wie dem auch sei: Keller war sich seiner kleinbürgerlichen, handwerklichen und auch ländlich-bäuerlichen Herkunft jederzeit bewußt; ja er war stolz auf sie. So beginnt der Grüne Heinrich seine Lebensgeschichte mit den Worten: «Mein Vater war ein Bauernsohn aus einem uralten Dorfe», und so bekannte der Dichter, als ihm 1878 das Ehrenbürgerrecht der Stadt Zürich verliehen wurde, daß er, obgleich er die geschichtliche Bedeutung der grundlegenden Stadt keineswegs verkenne, sich stets als Angehöriger der Landschaft glücklich gefühlt habe. Er kannte und liebte beides zugleich: die Stille der ländlichen Einsamkeit und das geschäftige Treiben der Krämer und Handwerker der Stadt, und er schilderte beides mit verstehendem Lächeln und hingebender Liebe. Einschränkend wäre allerdings zu sagen, daß seine Liebe der Kleinstadt galt, denn Großstädte gab es in der Schweiz damals ebensowenig wie das Problem der Verstädterung.

Allerdings zeichnete es sich bereits in Umrissen ab: um 1850 gab es in unserem Land nur acht Ortschaften mit mehr als 10000 Einwohnern, um 1880 waren es bereits deren 18. Im Jahre 1830 zählte die Stadt Zürich rund 11000 Einwohner, um 1890, kurz vor der Eingemeindung, rund 28000. Diese Entwicklung war es wohl, die Keller einmal von den alles aufzehrenden Städten sprechen und die ihn 1882 klagen läßt, daß «unser Nest nun zu den langweiligen Vergrößerungspunkten gehört, wo von allen Seiten neue Horden müßiger und unmüßiger Menschen zulaufen». In einer

Zeit, in welcher die Städte noch im Wettstreit um die Einwohnerzahl lagen und in welcher man Stadttor und Stadtmauern bedenkenlos, ja begeistert dem Verkehr und der Vergrößerung opferte, trat er für die Erhaltung schöner Bauten und alter Bäume ein. Als die Solothurner um 1883 ihre Bastionen sprengten, entstand das Gedicht «Die Ratzenburg».

«Die Ratzenburg will Großstadt werden
und schlägt die alten Linden um;
Die Türme macht sie gleich der Erden
Und streckt gerad, was traulich krumm.
Am Stadtbach wird ein Quai erbauet
Und einen Boulevard man schauet
Vom untern bis zum obern Tor,
Dort schreitet elegant hervor,
Die Gänsehirtin Katherine ...»

Aus diesen und manch andern Zeugnissen erkennen wir des Dichters Liebe zum Gewordenen und Bestehenden, welche das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges achtet. So sehr er echte Tradition ehrte, so bejahte er auch den Fortschritt. Gegen die Illusionen seiner Jugendzeit und die Desillusionen seiner Altersjahre fand er, bisweilen allerdings in mühsamem Ringen erst, die Perspektive zum Relativen der Dinge in ihrer ganzen und sich oft widersprechenden Vielfalt. Er kannte, um einen modernen Begriff zu verwenden, den komplementären Charakter der Erscheinungen. So läßt er Frau Regel Amrein sagen: «Da nun das Gesetzliche und das Leidenschaftliche, das Vertragsmäßige und das ursprünglich Naturwüchsige, der Bestand und das Revolutionäre zusammen erst das Leben ausmachen und es vorwärts bringen, so war hiegegen nichts zu sagen als: seht euch vor, was ihr ausrichtet!» Das Wissen um die Komplementarität gibt seinem Erzählen nicht nur eine spezifische Modernität; es bewahrt ihn vor Einseitigkeit und verhilft ihm zu einem tiefen Verstehen der ihm an sich sicher fremd scheinenden Welt der Wirtschaft. Eine harte, entbehrungsreiche und oft demütigende Jugend war ihm außerdem Lehrmeisterin; sie schärfte sein soziales Denken und gab ihm Reife. Tausend Nadelstiche, so schreibt er seinem Freund Hettner einmal, «absorbieren alle äußere Produktivität, während freilich das Gefühl und die Kenntnis des Menschlichen an Tiefe und Intensität gewinnen. Ich würde mir diese drei letzten Jahre später nicht abkaufen lassen.»

Trotz der – übrigens teilweise selbstverschuldeten – finanziellen Bedrängnis, trotz den vor allem in den Auslandjahren immer wiederkehren-

den Notlagen trat keine Verbitterung und keine Entzweiung mit der Umwelt ein. Eines Tages besaß der Grüne Heinrich keinen Pfennig und Heller mehr, es gab da auch nichts mehr zum Verpfänden und keinen Freund mehr, der um Geld hätte angegangen werden können. Der nackte Hunger also stand vor der Türe. Erstaunlicherweise aber kam es nicht zu einem zornigen Ausbruch, zur bitteren Anklage. Vielmehr empfand er in diesem Augenblick «ein Gefühl der Achtung vor der ordentlichen Folgerichtigkeit der Dinge ...». Wie verschiedene Briefe beweisen, hat der von seiner Mutter im Geiste Zwinglis erzogene Puritaner damals und auch später an das berühmte Paulus-Wort gedacht: «Wenn jemand nicht arbeiten will, soll er auch nicht essen.» Nach mancher Irrung und Wirrung seiner Jünglingsjahre hat er das strenge, bürgerliche Arbeitsethos seiner Zeit nicht nur anerkannt, sondern auch gelebt. Zwar hat er sich als Staatsschreiber gleich am ersten Tag seiner Amtstätigkeit ganz erheblich verspätet, was ihm auch einen regierungsrätlichen Rüffel eintrug. Doch blieb diese erste Mahnung auch die letzte. Selbst seine Gegner attestierten, daß er, dem das «vertrackte Geschäftsleben» keineswegs lag, als Staatsschreiber ein Muster von Fleiß, Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit war. Fleiß verlangte er auch von seinen ihm Anbefohlenen, ja von seinem eigenen Volk. Kleine Nationen, so sagte er, die weder über Rohstoffe noch über Zugänge zu den Weltmeeren verfügen, können sich nur durch Fleiß und Klugheit behaupten.

Aus dieser Überzeugung heraus bejahte er den Übergang der Schweiz vom Hirtenland zum Industriestaat. Und weil er die Wichtigkeit, ja Notwendigkeit der Industrie anerkannte, versuchte er in ihr Wesen einzudringen. Seine Sachkenntnis erweist sich als umfassend und präzise. Mit wahrer Meisterschaft schildert er die Tücken im Einkauf der textilen Rohgespinnste, die Launen der Mode, die Risiken im Export der Fertigfabrikate und die oft nervösen und jähren Ausschläge im Konjunkturablauf. Die Schrecken und Kümmernisse der Krisenzeiten waren ihm ebensowenig fremd wie das gleisnerische Glück der Hochkonjunktur. Er wußte, daß die Zeiten guter Beschäftigung einen Arbeitermangel mit sich ziehen, der sich vor allem auf die Landwirtschaft unglücklich auswirkt. Eines Tages, so sagt Frau Marie Salander, werde ein schrecklicher Kriegszug nötig werden, «welchen die Schweizer nach Asien oder nach Afrika werden unternehmen müssen, um ein Heer von Arbeitssklaven oder besser ein Land zu erobern, das sie liefert. Denn wer soll den ärmeren Bauern die Feldarbeit verrichten helfen?» Von den Fremdarbeitern ist auch in der Erzählung «Die drei gerechten Kammacher» die Rede. Wir lernen da einen arbeitsfanatischen Sachsen kennen, der möglichst schnell reich werden wollte,

keine Liebe für die Gegend noch Leute oder die politische Verfassung des Landes und seine Sitten besaß, der schlicht und einfach nach der Parole lebte: «Wo es mir wohl ergeht, da ist mein Vaterland.» Solche Leute gleichen nach Keller «weniger den freien Menschen als jenen niederen Organismen, wunderlichen Tieren und Pflanzensamen, die durch Luft und Wasser an die zufällige Stätte ihres Gedeihens getragen werden». Aus Leuten aber, die nie ein Land, ein Tal ihrer Kindheit besaßen und kein Heimatgefühl kennen, gebe es auch keine Staatsbürger.

Dem scharfen Beobachter entging nicht, daß die Welt der Wirtschaft für die in ihr tätigen Menschen ganz bestimmte Gefahren in sich birgt. Als besonders gefährdet erschien ihm der Kaufmann. In der Geschichte «Spiegel, das Kätzchen» tritt ein junger, unternehmungslustiger Mann auf, der, obgleich Kaufmann, ein unbefangenes Gemüt bewahrte, was, wie er sagt, «zusammen eine köstliche Seltenheit» ist. Kann sich das Reine, Anständige im rauhen Winde der Konkurrenzwirtschaft halten? Keller glaubt es, und er läßt als Beweis Jukundus auftreten. Dieser reine Tor findet nach vielen Mühsalen und Enttäuschungen eine Arbeit, bei welcher er nicht zu täuschen und nicht zu lügen, weder zu überfordern noch zu unterbieten oder zu überlisten braucht. Er verliert seine Leichtgläubigkeit, ohne deswegen unwahr und betrügerisch zu werden. Das Gewissen wird sein stiller Teilhaber, ohne den die innere Ruhe nicht einkehrt.

Keller war realistisch genug, um zu sehen, daß es in der Wirtschaft immer einen Kampf der Interessen geben wird; er selber verstand es übrigens ausgezeichnet, die eigenen wahrzunehmen. Mit unleugbarem Geschick verstand er einen Verleger gegen den andern auszuspielen. Die Frage, die ihn allgemein beschäftigte, war: wo und wie findet sich ein gerechter Ausgleich? Gibt es eine deutliche Grenze zwischen Gut und Böse, zwischen Erlaubtem und Unerlaubtem, zwischen Recht und Unrecht? Anhand verschiedener Beispiele aus der wirtschaftlichen Praxis suchte er sich darüber Rechenschaft zu geben. Um 1850 erschienen in den schweizerischen und zürcherischen Zeitungen ganzseitige Inserate, welche ein Stärkungsmittel unter dem Namen «Revalenta arabica» anpriesen. Wie ist dieses Unternehmen, das von London aus die halbe Welt belieferte, zu beurteilen? Sicher, so meint Keller, herrschen in dieser Firma gute Ordnung, Fleiß, Betriebsamkeit und Initiative, und sicher wird auch gute Arbeit geleistet, «um dem Bohnenmehl neue Bahnen zu eröffnen, es in diesem und jenem Weltteil vor drohender Konkurrenz zu schützen». Und doch stehen wir vor einer betrügerischen Spekulation, denn die Erfinder und Produzenten dieses Stärkungsmittels rechnen mit der Gutgläubigkeit der Käufer. Das wäre

nicht allzuschlimm, wenn nicht «Revalenta arabica» gemacht würde mit andern Dingen, die weniger harmlos sind als das zum Stärkungsmittel erhobene Bohnenmehl.

Diese Bemerkungen finden wir im «Grünen Heinrich». Das Thema der Spekulation wird in den «Leuten von Seldwyla» wieder aufgenommen und weiterentwickelt. In dieser Satire auf das schweizerische Bürgertum wollte er nach seinen eigenen Worten die Freude am Lande mit einer heilsamen Kritik verbinden, denn er hielt es für die Pflicht eines Dichters, «nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft soweit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können, ja, so seien sie, und so gehe es zu ...». Wie man schwangeren Frauen schöne Bildwerke vorhalte, so müsse man dem allezeit trächtigen Nationalgrundstock stets etwas Besseres zeigen, als er schon ist; dafür könne man ihn auch um so herzhafter tadeln, wo er es verdiene ... Von diesem Recht hat Keller ausgiebig Gebrauch gemacht. Wo er auf Mangel an Wahrhaftigkeit, Anständigkeit und Willenskraft stieß, herrscht ein scharfer Ernst und nähert sich das Komisch-Heitere der vernichtenden Ironie. Die Seldwyler, die im ersten Band noch als patriarchalisch gesinnte, genügsame kleinbürgerliche Handwerker geschildert werden, beginnen zu spekulieren und entwickeln auf diesem Felde eine bemerkenswerte Initiative. Sie werden betriebsam, gleichzeitig aber auch humorlos, trocken, einsilbig; sie haben keine Zeit mehr für Liebhabereien, für ihre Familien, für ihre Freunde; dafür beginnt sich bereits ein gewisser Reichtum zu bilden. Schließlich geben sie auch die Politik auf, von der sie glauben, sie führe zum Krieg oder halte sie zumindest von ihren Geschäften ab.

Das Bild, in welchem wir uns mühelos selber erkennen können, weist neben einigen lichten Partien auch dunkle Flecken auf. Und doch sind die Seldwyler harmlos im Vergleich zu den Brüdern Weidlich oder zu Louis Wohlwend im Martin Salander. In diesen Gestalten tritt der skrupellose, betrügerische, bösertige Spekulant auf den Plan. Keller geißelt in diesem Alterswerk und auch in verschiedenen Aufsätzen nicht nur den Betrug, sondern die Habsucht in all ihren Spielarten und Auswüchsen. Sie führt, wie der Dichter genau sah, zum Raubbau in den Wäldern, sie wird eines Tages dahin führen, daß selbst die wichtigen Rohstoffe wie Holz, Kohle und Wasser zu fehlen beginnen. Deshalb werde das wahnsinnige Mehr, mehr! immer mehr! einst auch das Genug verschlingen. Die Habsucht hat aber auch zum Wucher, zu Häuser- und Bodenspekulationen und andern üblen Machenschaften von Bauern und Händlern anlässlich der Kartoffel-

krankheit vom Jahre 1845 geführt; sie hat die Hausfrauen zur Hamsterei verleitet, und sie hatte die Ausbeutung der Arbeitnehmer, vor allem die damals weitverbreitete Kinderarbeit zur Folge. Dieses Sozialproblem hat Keller besonders beschäftigt, sah er doch, daß hier am jungen Holz der Nation gesündigt wurde. Daß die schweizerische Industrie die Kosten möglichst niedrig halten muß, um auf den Weltmärkten konkurrenzfähig bleiben zu können, war ihm wohl bewußt. Wir sind, so sagte er, stolz auf unsere weltverbundene, blühende Wirtschaft, wir sind auch stolz darauf, daß schweizerische Fracht auf allen Meeren fährt, «aber wir möchten auch gerne stolz auf die freie Hand sein, die man in einem so freien und durchsichtigen Gemeinwesen haben sollte, die Dinge sich nicht über den Kopf wachsen zu lassen, sondern sie nach Vernunft und Menschlichkeit zu bezwingen». Und wir möchten auch nicht in den Ruf eines Spekulantenvolkes kommen, für das nur noch Geld zählt. Auch in der Wirtschaft haben für Keller sittliche Maßstäbe zu entscheiden. Die Freiheit im wirtschaftlichen Handeln darf nie dazu führen, daß der Starke den Schwachen ausnutzt. Reichtum und Wohlfahrt sind nicht höchste Ziele; sie allein machen nicht glücklich. Eigentliches Glück findet nur der opferbereite, Familie und Gemeinschaft verpflichtete, zu innerer Freiheit bereite Mensch. Zur wahren, inneren Freiheit aber kommen wir erst, wenn wir das Einzelne und Vergängliche dem Unendlichen und das Gewissen, das in der Wirtschaft und Politik «so oft durch Rücksichten des nächsten Bedürfnisses, der scheinbaren Zweckmäßigkeit, der Parteiklugheit befangen und getäuscht wird, dem Ewigen und Unbestechlichen gegenüberstellen».

Lassen Sie mich unsere Betrachtungen mit diesen Worten, die Keller für das Bettagsmandat 1862 schrieb, schließen. Wiewohl seit ihrer Niederschrift hundert schicksalsträchtige, die Welt verändernde Jahre vergangen sind, haben sie wie das gesamte Werk Kellers nichts von der ursprünglichen Größe und Wahrheit eingebüßt. Sie scheinen mir deshalb wie geschaffen, um uns, die wir in einem Zeitalter der wirtschaftlichen und technischen Wunder, aber auch der höchsten Bedrohung zu leben haben, als tröstliche und sichere Fixsterne voranzuleuchten.

Einunddreißigster Jahresbericht der Gottfried Keller-Gesellschaft

1. Januar bis 31. Dezember 1962

Im Jahre 1962 ist die historisch-kritische Ausgabe der Werke Conrad Ferdinand Meyers weiter gefördert worden; indessen konnte erst nach Ablauf des Berichtsjahres der dreizehnte Band erscheinen, der die beiden großen Novellen «Der Heilige» und «Die Versuchung des Pescara» enthält. – Von der siebenbändigen Conrad Ferdinand Meyer-Ausgabe ist der fünfte Band herausgekommen, in dem sich «Das Amulett», «Der Schuß von der Kanzel», «Plautus im Nonnenkloster», «Gustav Adolfs Page», «Das Leiden eines Knaben» und «Die Hochzeit des Mönchs» mit den Sacherklärungen finden. Herausgeber dieser beiden Bände ist Alfred Zäch.

Am Sonntag, den 21. Oktober 1962, fand im Zürcher Rathaus das einunddreißigste Herbstbott der Gesellschaft statt. Den Festvortrag hielt Professor Dr. Albert Hauser: «Über das wirtschaftliche und soziale Denken Gottfried Kellers». Die Vorträge eines Quartetts umrahmten seine Ausführungen.

Der Mitgliederbestand hat sich im Jahre 1962 kaum verändert; er betrug am Jahresende 270.

Am Herbstbott wurde an Stelle des bisherigen ersten Rechnungsrevisors, Herrn Eugen Kull, dessen Dienste vom Präsidenten verdankt wurden, Herr Hans Meyer, Direktor der Schweizerischen Volksbank, gewählt.

Der Vorstand setzt sich unverändert wie folgt zusammen:

Dr. Ernst Vaterlaus, Ständerat (Präsident)
Felix W. Schultheß, Verwaltungsratspräsident der Schweizerischen Kreditanstalt (Quästor)
Dr. Hanno Helbling (Aktuar)
Dr. Emil Landolt, Stadtpräsident
Prof. Dr. Ludwig Forrer
Prof. Dr. Alfred Zäch
Dr. Verena Bodmer-Geßner

Die Betriebsrechnung 1962 zeigt folgendes Bild:

Einnahmen	Fr. 6 793.60
Saldo vom Vorjahr	Fr. 3 096.45
	<hr/>
	Fr. 9 890.05
Ausgaben	Fr. 6 196.20
Aktivsaldo	<hr/>
	Fr. 3 693.85

Von Kanton und Stadt Zürich wurden der Gesellschaft für das Jahr 1962 wiederum Beiträge von je Fr. 400.– zugesprochen. Den Spendern sei auch an dieser Stelle gedankt.

Verzeichnis der Reden,

die an den Herbstbotten der Gottfried Keller-Gesellschaft gehalten wurden

- 1932: Prof. Dr. Fritz Hunziker, «Gottfried Keller und Zürich»
1933: Dr. Eduard Korrodi, «Gottfried Keller im Wandel der Generationen»
1934: Prof. Dr. Max Zollinger, «Gottfried Keller als Erzieher»
1935: Dr. Oskar Wettstein, «Gottfried Kellers politisches Credo»
1936: Prof. Dr. Paul Schaffner, «Gottfried Keller als Maler»
1937: Prof. Dr. Emil Staiger, «Gottfried Keller und die Romantik»
1938: Prof. Dr. Carl Helbling, «Gottfried Keller in seinen Briefen»
1939: Prof. Dr. Walter Muschg, «Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf»
1940: Prof. Dr. Robert Faesi, «Gottfried Keller und die Frauen»
X 1941: Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, «Gottfried Kellers Verskunst»
1942: Prof. Dr. Karl G. Schmid, «Gottfried Keller und die Jugend»
1943: Prof. Dr. Hans Corrodi, «Gottfried Keller und Othmar Schoeck»
1944: Dr. Kurt Ehrlich, «Gottfried Keller und das Recht»
1945: Dr. Fritz Buri, «Erlösung bei Gottfried Keller und Carl Spitteler»
1946: Prof. Dr. Charly Clerc, «Le Poète de la Cité»
X 1947: Prof. Dr. Hans Barth, «Ludwig Feuerbach»
X 1948: Dr. Erwin Ackerknecht, «Der grüne Heinrich, ein Buch der Menschenkenntnis»
1949: Prof. Dr. Max Wehrli, «Die Züricher Novellen»
1950: Prof. Dr. Gotthard Jedlicka, «Die ossianische Landschaft»
1951: Dr. Werner Weber, «Freundschaften Gottfried Kellers»
1952: Dr. Gottlieb Heinrich Heer, «Gottfried Kellers Anteil an der Schweizer Polenhilfe 1863/64»
1953: Prof. Dr. Fritz Ernst, «Gottfried Kellers Ruhm»
1955: Prof. Dr. Alfred Zäch, «Ironie in der Dichtung C. F. Meyers»
1956: Dr. Werner Bachmann, «C. F. Meyer als Deuter der Landschaft Graubündens»
1957: Prof. Dr. Ernst Merian-Genast, «Die Kunst der Komposition in C. F. Meyers Novellen»
1958: Prof. Dr. Werner Kohlschmidt, «C. F. Meyer und die Reformation»
1959: PD Dr. Beda Allemann, «Gottfried Keller und das Skurrile, eine Grenzbestimmung seines Humors»
1960: Prof. Dr. Lothar Kempster, «Das Geheimnis des Schöpferischen im Wort Conrad Ferdinand Meyers»
1961: Prof. Dr. Maria Bindschedler, «Vergangenheit und Gegenwart in den Züricher Novellen»
1962: Prof. Dr. Albert Hauser, «Über das wirtschaftliche und soziale Denken Gottfried Kellers»